

Besprechungen

Ein Handbuch zur Uralistik

PÉTER HAJDÚ & PÉTER DOMOKOS,
Die uralischen Sprachen und Literaturen. Teil I: Die uralischen Sprachen, von P. Hajdú; Teil II: Die uralischen Literaturen, von P. Domokos. Hamburg: Buske, 1987. Gemeinschaftsausgabe mit: Akadémiai Kiadó, Budapest (Bibliotheca Uralica 8). 608 S.

0. Auf Deutsch gab es bislang nur einführende Übersichtswerke über die fiugr. Sprachen (Szinneyi 1910, 21922; Décsy 1965; Haarmann 1974). Nun liegt das erste vor, das auch die samojedischen Sprachen mit einschließt und zudem die Literaturen der insgesamt 18 uralischen Völker behandelt – verfaßt von zwei namhaften ungarischen Wissenschaftlern.

1. Der sprachwissenschaftliche Teil (450 S.) ist eine Übersetzung von Teilen zweier ungarischer Lehrbücher für den akademischen Unterricht, was der Verlag merkwürdigerweise nicht vollständig vermerkt, so

daß der Eindruck entsteht, als ob wichtige Kapitel (I, II und V) speziell für dieses Buch angefertigt worden seien. Zugrunde liegen die beiden ersten Kapitel aus Hajdús „Az uráli nyelvészeti alapkérdései“ (Budapest 1981), die hier Kap. I („Historische und strukturelle Probleme der uralischen Sprachen“, 153 S.) und Kap. II („Die uralische Grundsprache“, 93 S.), z. T. ergänzt bzw. leicht überarbeitet und jeweils mit einem Literaturverzeichnis, teilweise mit einer Karte versehen, bilden, und – wie vermerkt – „Uráli nyelvrokonaink“ von Hajdú & Domokos (Budapest 1978); daraus stammen Kap. III („Die Urgeschichte der uralischen Sprachen“, 72 S.) und IV („Arealtypologische Untersuchungen der uralischen Sprachen“, 64 S.), z. T. ergänzt, sowie Kap. V („Geschichte und gegenwärtiger Stand der uralistischen Forschung“, 42 S. = Kap. 1 des Originalwerkes; dessen Anfang bildet das Vorwort, S. 9ff.), z. T. überarbeitet bzw. ergänzt.

Der literaturwissenschaftliche Teil (129 S.) liegt bereits seit 1982 auf Deutsch in Domokos' „Handbuch der uralischen Sprachen“ (Szedeg) vor. Da mit einem anderen Leserkreis nicht zu rechnen ist, stellt sich die Frage, warum dieser Teil ein weiteres Mal auf Deutsch veröffentlicht wird.

Abgeschlossen wird das Werk durch ein umfangreiches Register. Der Klappentext umreißt Ziel und Anspruch des Buches so: „Es stellt eine Einführung in die uralische Sprach-, Urgeschichts- und Literaturforschung dar und eignet sich damit zum Universitätslehrbuch und zum Nachschlagewerk für Linguisten, Ethnologen und Philologen.“

1.1. Der Verlag legt nach Karlsons „Finnische Grammatik“ nun schon zum zweiten Mal das Produkt eines inkompetenten Übersetzers – hier: Übersetzerin – vor. Die Übertragung klebt slavisch am ung. Original, was – als Geringstes – zu einem schwer verstehbaren Stil führt; einige Beispiele: „Ignác Halász' früher Tod beraubte ihn der Möglichkeit, zu den Führergestalten der Sprachwissenschaften gerechnet zu werden.“ (419) – „Erwähnt werden können noch die Morphemlänge und die Vorliebe für Zusammensetzungen [im Fi., E. W.], welche die Mitteilung manchmal ungemein ausdehnen. ... Glücklicherweise ist beim flüssigen Sprechen die Frequenz der kürzeren Wörter höher als die der längeren.“ (109) – „Das erste Zeichen [sic!] der Auflösung der uralischen Einheit ist, daß sich die Verfahren der Samojuden spätestens vor

dem 4. Jahrtausend v. Chr. von den Finnougriden trennen.“ (308) – „Man kann die Hauptdialekte weiter in kleinere Mundarten unterteilen, im allgemeinen von der Art, wie sie schon hinsichtlich der Hauptdialekte festgestellt wurden, daß sich nämlich ab und zu ein interessanter Dialekt findet, welcher eine grammatisch-strukturelle Neuheit bietet.“ (76) – „Mit dieser Auffassung wird im übrigen auch Bubrichs Kontakttheorie in moderner Form wiederaufgenommen, der die ständigen und sich wandelnden Integrationen und Differenzierungen als Ergebnis des Gespinnstes, der Ballung der einander berührenden Geschlechtersprachen der finnougri-schen Sprachfamilie erklärte.“ (390).

Schwerwiegend ist eine solche „Übersetzung“ dann aber, wenn der Inhalt verfälscht oder unverständlich wiedergegeben wird: z. B. „Neulateinisch“ (9) bzw. „neolateinisch“ (384) für „Romanisch“; „es [das Präteritumsuffix *-li-* des Mordw., E. W.] ist eigentlich eine geschrumpfte Entwicklung des temporalsuffizierten Hilfsverbs *ule* 'werden'“ (215); „Für sehr wahrscheinlich gilt, daß den Tempuswert der Verben [sic!] neben den eigentlichen Tempussuffixen noch andere, teilweise aglossale (?) Mittel zum Ausdruck bringen konnten.“ (246); „Ihn [den Hund, E. W.] kannte man seit uralischer Zeit (insofern [sic!] ung. *fene* 'Teufel, verflucht; wild usw.' mit der fi. Wortfamilie *peni(kka)* 'junger Hund' zusammenhängt, ist es auch ein altes Wort für 'Hund' ...).“ (323): Durch

die falsche Übersetzung von ung. *amennyiben* (statt 'falls') ist die Deutung möglich, daß das in Klammern stehende gerade der Grund dafür ist, daß der Hund in uralischer Zeit bekannt war; *peni-* geht aber nach S. 271 nur bis ins Urfiugr. zurück.

Völlig indiskutabel ist die Übersetzung, wenn der Inhalt falsch wird, z. B. fi. *jälki* bedeutet S. 130 'drücken' (über ung. *nyom*); estn. „*kätte* = fi. *kätehen* 'in die Hand'“ (das Original, S. 75, enthält: *käteen* < *kätehen*, 130); das umelp. (nicht „südlp.“) *däidēt* bedeutet S. 151 'können' statt 'wissen' (über ung. *tudni*); fi. *ruija* wird mit 'Quänland' (= fi. *Kainuu*) statt mit 'Finnmark' übersetzt (148); „Beispielsweise hat der Einfluß der ostseefinnischen [statt „baltischen“] Lehnwörter – wenn auch nicht in so hohem Maß wie der urfinnische [statt „das Urfinnische“] – das Mordwinische erfaßt, nicht aber das Tscheremissische, ...“ (95).

Der Verdacht, daß die Übersetzerin nicht immer verstanden hat, was sie übersetzte, wird durch die Verwendung der Termini bestätigt. So werden z. B. für das Negationsverb vier verschiedene Bezeichnungen gebraucht, aber nicht „Negationsverb“ (oder „Verneinungsverb“): „verneintes Verb“ (131, 133, 138), „negatives Verb“ (165), „Negationshilfsverb“ (265) und „negatives Hilfsverb“ (394). Oder: „plurale ... duale Kasusformen“ (225), „Vergangenheits-suffix“ (264), „adjektivisch-attributivisch“ (237) usw.

In einer Textsorte, in der Exaktheit des Ausdrucks von entscheidender Bedeutung ist, sind Unzulänglichkeiten solcher Art und in solcher Häufigkeit nicht zu entschuldigen.

1.2. Dem sprachwissenschaftlichen Teil liegen zwei Originalwerke zugrunde, deren Abstimmung aufeinander nicht frei von Mängeln ist. So findet der Leser z. B. folgende in Kap. III (im Zusammenhang mit Rekonstruktionen) verwendete Abkürzungen nicht im Verzeichnis der Sprachen (16): „fiugr.“ (z. B. 281, 325; sonst „PFU“), „PFiP“ (310; sonst „PFP“), „iir.“ (statt „ii.“, 301), „(alt)ir.“ (statt „iran.“, 301) oder „tung.“ (303; im Kontext nicht erwähnt und in der Spalte „türkisch“ angeführt) und „aleut.“ (304; ähnlich, nur unter „Eskimo“ stehend).

Gravierender sind die Widersprüchlichkeiten zwischen den beiden Abschnitten, die den Grundwortschatz behandeln (270f., 316ff.): Die Etymologie der Wörter für „Rentier“ und „Marder“ reicht S. 317 bis ins Uralische, S. 270 nur bis ins Urfiugr.; die von ung. *arany* und *hét* erst (271) bis ins Urfiugr., während ihre Vorläufer später (333) „als Übernahmen der ugrischen Zeit aus dem Urianischen“ gelten. Der Vorläufer von ung. *meny* bedeutete im Ural. einmal (271) 'Braut', einmal (318) 'Schwiegertochter', der von *vés* im Urfiugr. 'schnitzen' (271) oder 'meisseln, schneiden' (319) u. a. Die Annahme, ung. *rokon* ließe sich bis ins Ural. zurückverfolgen, ist S. 271 unsicher, S. 318 schon nicht mehr, ebenso die von *lak* ('wohnen',

270 vs 'Wohnung', 319) bis ins Urfiugr.; dagegen läßt sich *kenyér* zuerst (270) klar bis ins Urfiugr. zurückverfolgen, dann (319) nur noch unter Vorbehalt.

1.3. Das Buch ist nicht auf den dt. Leser eingerichtet worden. Schon im Vorwort (11) wird „die Frage der Zugehörigkeit der ungarischen Sprache“ in den Mittelpunkt gestellt – weil sich „für sie ... auch der Alltagsmensch [interessiert]“. Wiederholt (z. B. 275, 282) wird von den der Metasprache verwandten Sprachen gesprochen, S. 336 auch vom „System der ungarischen Sprache ..., die wir [sic!] mit gewissen Abwandlungen auch heute noch benutzen“. Die Darstellung des Ungarischen (Kap. I, 26ff.) enthält so gut wie nichts über den Bau der Sprache, dafür aber acht Seiten über Lehnwortschichten, die in erster Linie aus endlosen Beispiellisten (bis hin zu *atom* und *lexikon*) bestehen; die Ausführungen zu den anderen Sprachen gehen sehr wohl auf ersteres ein (vgl. z. B. Lappisch, 149ff.), lassen dagegen letzteres weithin unberücksichtigt (im Fi. gerade 1/3 Seite, 107f.). Oder das Kapitel über die Kasussuffixe der uralischen Grundsprache (220ff.): Die Hälfte der elf Seiten wird diesen gewidmet, die andere Hälfte der Entwicklung der heutigen ung. Kasussuffixe aus ihnen. Unverständlich auch: „Wenn im Ungarischen auch [sic!] die ursprünglichen Namen beider Baumarten verschwunden sind, waren sie laut Zeugnis der übrigen finnoug-rischen und der samojedischen Sprachen in der uralischen Gesellschaft bekannt“ (281).

Oftmals fehlen in den Literaturverzeichnissen greifbare dt. Titel (z. B. 491f.: K. Laitinens „Finnlands moderne Literatur“ und P. Tarkkas „Finnische Literatur der Gegenwart“; 328ff. bzw. 344: K. Marks „Zur Herkunft der finnisch-ugrischen Völker vom Standpunkt der Anthropologie“) oder dt. Fassungen angeführter fremdsprachiger Arbeiten (z. B. 208: E. Itkonen in ALH 5).

1.4. Sollen die ung. Originalwerke den Zweck eines Lehrbuchs für den akademischen Unterricht erfüllen, will die dt. Fassung auch ein Nachschlagewerk sein für Wissenschaftler, die nicht vom Fach sind. Daß sich diese im Zusammenhang mit den historischen Verhältnissen (270f., Kap. III, v. a. 316ff.) zuvorderst für die ung. Belege interessieren, kann nicht vorausgesetzt werden; in der „Geschichte des finnisch-permischen Zweigs“ (338ff.) werden z. B. überhaupt keine Belege mehr, sondern nur noch die dt. Bedeutungen angeführt.

Auch können die Angaben, welchem Dialekt die Belege entnommen sind, in einem Nachschlagewerk nicht vernachlässigt werden: So stammen z. B. die Daten auf S. 187ff. und 331 schlicht aus dem Ostjakischen und Wogulischen, auf S. 399 nur aus dem Lappischen (teils aus Skolt-, teils aus Norw.-lp), auf S. 132ff. einfach aus dem Südestnischen, obwohl sogar auf Unterschieden hingewiesen wird (134: „*suuremb* ..., aber möglich ist auch *sūrèb*“). Im Abschnitt über das Lappische (140ff., aber nicht nur da) sind die Angaben wiederholt falsch

(v. a. 151f., auch z. B. 402: „lpW“ statt „lpN“, „lpS“ statt „lpU“, „südlapp.“ statt „Ume-“ bzw. „Malälapp.“). Andere Dialektkürzel wiederum sind im Abkürzungsverzeichnis (16) nicht enthalten, so z. B. „ne.“ und „se.“ (134; wohl für „nord-“ bzw. „südestnisch“), was im Falle von „se.“ insofern schwer ins Gewicht fällt, als es auch als „setu“ gelesen werden könnte, die dieser Abkürzung zugeordneten Belege aber auch aus anderen südestnischen Dialekten stammen.

Gänzlich unvereinbar mit dem Charakter eines Nachschlagewerkes ist die Art, wie hier mit Literaturangaben verfahren wird. Typisch ist folgendes Beispiel: „Die Auffassung, welche dieses Tempussuffix mit dem finnougri-schen Vorgänger des finnischen Nomen-agentis-Suffixes *-ja* ... in Zusammenhang bringt, ist mit aller Gewißheit falsch“ (245); der Ort (und auch der Grund) wird nicht genannt. Gravierend ist dieses doch völlig unübliche „Verfahren“ vor allem dann, wenn auf historische Quellen hingewiesen wird – so ist z. B. 113, 122, und 129 die Rede von altisländischen Quellen und einem „angelsächsischen Reisenden“, ohne einen Hinweis auf den Namen der Quelle bzw. die Fundstelle – oder wenn der Aussagewert eines ganzen Kapitels auf der verwendeten, aber nicht explizit genannten Literatur beruht: Die Bestimmung der Urheimat (279ff.) z. B. steht und fällt mit den zugrundegelegten Etymologien; da diese selbst jedoch nur gelegentlich (281, 291) angeführt werden, wäre hier ein Hin-

weis auf die verwendeten etymologischen Wörterbücher notwendig gewesen. Aber selbst wenn der Urheber eines Gedankes im Text genannt ist, finden sich selten – ausgenommen z. B. Kap. II, 179–271 – Angaben zum Ort (z. B. 285). Das wäre nicht weiter von Übel, wenn man sie über das jeweils zugeordnete Literaturverzeichnis erhalten könnte. Oftmals ist das nicht möglich: So wird z. B. keiner der fünf auf S. 101 erwähnten Autoren im Literaturverzeichnis (105) geführt. Die Verzeichnisse selbst sind zudem nicht alphabetisch nach dem Verfasser geordnet, was das Auffinden im Text enthaltener bibliographischer Angaben erschwert. Die Angaben wiederum sind bisweilen kryptisch (z. B. 128/Setälä: keine Monographie, sondern in MSFOu 135 enthalten; 156/Collinder: ebenso, enthalten in Språkvetenskapliga Sällskapet i Uppsala Förhandlingar 1943–45), manchmal nicht auf dem neuesten Stand (z. B. 14/Hakulinen: 4., erg. Auflage 1979; 135/Öigekeel-suse sönaraamat (1960): als Öigekeel-sussönaraamat 3. Aufl. 1980; 155/Nielsen: 2. Aufl. 1979). Manche für die Literatur verwendeten Abkürzungen lassen sich über das Verzeichnis (13ff.) nicht ermitteln (z. B. 243: NyH, 332: FESz); das gilt auch für einige Lautbezeichnungen bzw. Symbole: θ (73), σ (153; nicht „völlig offenes σ “, 19), ∞ (233).

Die Transliteration des Russischen ist nicht frei von Fehlern, z. B. S. 304: „Ил'иç(-Свivityç)“ statt „Illic“.

Durch bloßes Übersetzen wird aus einem Lehrbuch inhaltlich kein

Nachschlagewerk. So stellen z. B. die ersten Abschnitte von Kap. IV (über Sprachtypologie, Universalien und Areallinguistik, 346–391) eher eine Einführung in die verschiedenen Theorien und Methoden unter Berücksichtigung uralischer Sprachen dar denn ein Referat konkreter Ergebnisse, die mittels dieser Methoden erzielt wurden, was dem Charakter eines Nachschlagewerkes über uralische Sprachen sicher mehr entspräche; schließlich enthält das Buch ja auch keine Einführung in die historisch-vergleichende Methode.

1.5. Ihren Anspruch, sich als Nachschlagewerk eignen zu wollen – und wohl auch den, als Universitätslehrbuch dienen zu können –, kann die deutsche Fassung wegen der genannten Mängel nicht einlösen. Im übrigen ist eine einwandfreie Übersetzung und eine dem Anspruch angepaßte Edition bei einem Preis von 128. – DM kein Luxus.¹

2. Für den Fachmann enthält das Buch außer einigen neu eingefügten, kurzen Passagen, die nicht selten mehr werten als argumentieren (z. B. 102f. über die Forschungsergebnisse Koivulehtos, 117 über die Periodisierung des Ostseefinnischen von Sammallahhti), also (Übersetzung!) nichts Neues. Damit könnte es hier sein Bewenden haben, zumal auch die Originalwerke mehrfach rezensiert wurden. Es dürfte jedoch nicht unnützlich sein, auf einige Punkte hinzuweisen, die von der bisherigen Kritik nicht gesehen worden sind.

2.1. Die angeführten Belege einiger Sprachen sind nicht immer zu-

verlässig, im Falle des Livischen und Lappischen z. B. sehr oft fehlerhaft. Zum Lappischen: Der häufigste und schwerwiegendste Fehler bei Formen des lpN ist das Vernachlässigen des Zeichens ' . Wie der Autor feststellt (401), hat der Stufenwechsel „grammatische Funktion“: Nom. und Gen. Sg. unterscheiden sich primär nur durch die Stufe. Selbst bei grober Schreibweise – die der Autor jedoch offensichtlich nicht beabsichtigt, da das Zeichen manchmal auch vorkommt (151 z. B.) – kann es also nicht vernachlässigt werden: So findet sich dann etwa bei der Etymologie für „Galle“ (187) die Genitivform. Stellvertretend für das lapp. Material sei die S. 151 gesichtet: Belege aus Malå firmieren unter „lpS“ (für „südlp.“), nicht – wie üblich – unter „lpU“ oder eben „Malå“; Skolt *jurddem* statt *jur'ddem*; lpN *vuoktâ* statt *vuoktâ*; Malå *gullat*, *güllah*, *gârov*, *gârröt*, *gürra* pro *güllat*, *güllah*, *gâröv*, *gârrot* und *gürra* (d. h. selbst bei beabsichtigter grober Schreibweise kann nur ein Teil davon richtig sein, da die Halblänge einmal mit Kürze, einmal mit Länge wiedergegeben wird); lpO (= Kildin) *jêrk'*, *jamme* statt *jeŕk'* und *jam'mè*; *viel'gâd* soll aus „lpW“ (im Original ebenfalls „nyugati“) stammen, die Abkürzung steht zu Recht nicht im Abkürzungsverzeichnis (16), da es „lpN“ heißen muß. Einige weitere Beispiele mit fehlenden Diakritika: lpN *gâ3'3a* statt *gâ3'3â* (152), Skolt *vikkeš* statt *vik'keš* (153), also nicht der „normale“ Klusil, sondern ein palatalisierter, weiter vorn artikuli-

erter Laut; acht Zeilen zuvor – so möglich – als *k'* notiert: *ēkk'*) und *muana* anstelle von *muāna* (401). Korrigiert man die Belege, werden sie mitunter für den Zweck, zu dem sie angeführt wurden, nämlich zur Minimalpaarbildung, unbrauchbar: *mīs* statt *mīn* (399, im Kontrast zu *mīs*), oder *dolvum* statt *dol'vum* (351, im Kontrast zu *doalvom*).

Stellvertretend für das livische Material die S. 138: *ō* statt *ō̄* (> *üö*); *siedš* für *siędš* (Halblänge auf derselben Seite jedoch verwendet); „Hohe Frequenz besitzt der Laut *ō* ..., langes **ā* wurde zu *ō* Deshalb [sic!]² ist zu erwarten, daß es keine Vokalharmonie gibt“; nom. pl. *lapst* geht nicht auf **lapsut*, sondern auf **lapset* zurück, *kāp* 'Schrank' nicht auf **kaappi* wegen – wie selbst festgestellt – **ā* > liv. *ō* (vgl. estn. *kapp*); im Wortauslaut sollen stimmhafte Laute vorkommen: Abgesehen von möglichen Sandhi-Erscheinungen gibt es im Auslaut nur (stimmlose) Medien, so sind auch die Beispiele falsch: *tappab*, *tappad* für *tappāv*, *tappād*; *vo' d'ār* 'Ahorn' anstelle von *vō' d'ār*; als Beispiel, daß wie im Livischen auch im Wepsischen der Stufenwechsel fehlt, wird *ęhtago* zitiert, das jedoch Wotisch ist und deshalb nicht in den Zusammenhang paßt. Eher Interpretationsfehler das darauf Folgende: „augenfällige Erscheinungen auf dem Gebiet der Morphologie ... sind die komitative Funktion des Translativs“, muß heißen: translative Formen können auch komitative Funktion haben; „Interessanterweise verbindet sich

das Abessivsuffix *-t* gern mit dem lettischen Verneinungspräfix *bās*“, muß heißen: mit der aus dem Lettischen stammenden Präposition *bāz* (oder *bās*).

Einige Beispiele aus anderen Sprachen. In den südwestnischen Belegen sind häufig die Quantitäten falsch: Kürze statt Halblänge (z. B. *külāhn/külāh/külān* statt *-ā-*, *vanēB* statt *vanēB*, 133), Halblänge statt Kürze (z. B. *sūmlāisi* für *sūmlāisi*, 134), Länge statt Überlänge (ebenda), Halblänge statt Überlänge (z. B. *vakkā* pro *vakkā*, 134), Kürze statt Länge (*ūt's*, *ka's* statt *ūt's* und *ka's*, 134) usw. Die wechselnde Notierung der Länge (*suuremb* vs *sūrēb*, *vākja* vs *vakkā*, 134) wird dem Nichtfachmann einen Unterschied suggerieren, der nicht vorliegt. Unverständlich: „ne. *silma* (Gen.) < [sic!] *silm* 'des Auges'“ (134), soll heißen: ne. *silma* (Gen.) zu *silm* 'Auge'. – Mordwinisch (96): *riśmel-ā* (pro *-ē*) bedeutet in Mokša 'Seil' und in Erza 'Kette', nicht umgekehrt; *ručā* gilt nicht für beide Dialekte, zu ergänzen ist die Erzaform, also dann *ručal-ā*; bei *pa-i'äl-a* 'älterer Bruder' bzw. 'ä. Schwester' ist die Zuordnung zu den Dialekten verkehrt: *paia* 'ältere Schwester' ist Erza, *paia* 'älterer Bruder' Mokša; ebenso *azōmsl* *azōms*: ersteres ist Mokša, letzteres Erza. – Syrjänisch (69): Das Komitativsuffix hat die Form *-kęd*, nicht *-kēs*.

2.2. Was die Interpretation der Daten betrifft, sei hier nur kurz auf einige Bereiche eingegangen. S. 103 findet sich folgende Charakterisierung des „urfinnischen“ Stufenwechs-

sels: „Anfänglich war der Stufenwechsel eine ausschließlich phonetische Erscheinung an der Grenze von letzter und vorletzter Silbe [sic!], wobei der Konsonant [sic!] an der Silbengrenze einem phonetischen Wechsel unterworfen wurde, in der Form, daß sich der als starkstufig zu bezeichnende ursprüngliche Konsonant gleichzeitig mit der Schließung der offenen letzten Silbe [sic!] abschwächt und die schwache Stufe (vor geschlossener letzter Silbe) sich anfänglich quantitativ von der starken Stufe unterschied. Später jedoch hat sich der Unterschied zwischen starker und schwacher Stufe phonologisiert, konnte nun [sic!] nicht bloß quantitative, sondern auch qualitative Form annehmen ...“. Die Festlegung „Grenze von letzter und vorletzter Silbe“ ist auf jeden Fall erklärungsbedürftig, da sie entweder zweisilbige (Vokal-)Stämme voraussetzt oder den suffixalen Stufenwechsel mit einbezieht, dessen Stufenverteilung jedoch von der Betontheit der dem Klusil vorausgehenden Silbe, nicht von der Art der Folgesilbe abhängt; „Konsonant“ muß präzisiert werden: „Klusil“; der zweite Satz läßt die Deutung zu, daß irgendein zeitlicher Zusammenhang zwischen der Phonologisierung und der Ausdehnung auf qualitative Wechsel bestehe, derart, daß der qualitative Wechsel mit oder nach der Phonologisierung aufkam: Sie sind jedoch unabhängig voneinander. S. 400 wird der Stufenwechsel des heutigen Finnischen folgendermaßen beschrieben: „Gewisse Konsonanten werden zwischen

erster und zweiter Silbe einem qualitativen und/oder quantitativen Wechsel unterworfen. Die sog. starke Stufe erscheint, wenn die zweite Silbe offen ist; die schwache Stufe dagegen tritt bei geschlossener zweiter Silbe auf. Im Finnischen berührt der Stufenwechsel die Laute *p, t, k* und die von ihnen eingegangenen Verbindungen.“ Diese auf historische Verhältnisse zurückgreifende Darstellung trifft die synchronen nicht genau. Das kommentarlos angeführte und der Beschreibung widersprechende *Helsinki : Helsingin* zeigt, daß es nicht nur einen Wechsel an der Grenze von erster und zweiter Silbe gibt. Vor allem aber: Die schwache Stufe, oder genauer, die intersonorante Schwächung von Klusilen (womit die wechselnden Klusilverbindungen mit erfaßt, die nicht wechselnden wie *-sk-* und *-tk-* ausgeschlossen sind) tritt vor geschlossener und kurzvokaliger Folgesilbe auf (denn vgl. ill. sg. *lukkoon*).

Die Trennung von diachronen und synchronen Aspekten ist noch des öfteren verwischt. So wird z. B. S. 380 von „synchrone Gesetzmäßigkeiten festhaltenden Universalien“ gesprochen, während zwei Seiten vorher (gleicher Zusammenhang) im Hinblick auf die Präpositionen der osfi. Sprachen festgestellt wird, „daß ihr Vorhandensein nichts am positionalen Charakter des Finnischen ändert“ (378), da sie „neue Bildungen sind“ und „begrenzt in ihrem Gebrauch“. S. 133 wird die Aussage, „gegenüber dem Pluralsuffix *-de-* bewahrte [!] das Südestni-

sche in der Deklination im Plural das *-i-*“, u. a. mit dem Beispiel „*jälüst* (< **jaloista*)“³ belegt. Besonders unscharf ist der „typologische Überblick über die uralischen Sprachen“ (Kap. IV, 392–408): Parameter 14 (von insgesamt 20) z. B. klassifiziert die Sprachen danach, ob sie ein *š-*, ein *j-*Präteritum oder beides haben. Ein *š-*Präteritum haben demnach z. B. das Jurakische (wo es deskriptiv in dieser Form vorliegt), das Tš. (wo es allerdings die Form *-š-* hat), das Estn. (396; im Verneinungsverb süd-estn. Dialekte in der Form *-s-*) und das Lp. (im Verneinungsverb schwedischlp. Dialekte „in Form des *š-*“, 403); ein *j-*Präteritum besitzen z. B. das Fi. (z. B. *meni*), das Lp. (*logâi*, nicht *logâi*, 402), das Ung. (im „Zeichen *-Ē* der altertümlichen ungarischen Erzählvergangenheit“, 402) und das Tš. (was man der angeführten Form *kol'-ə* 'starb' ohne Erklärung nicht entnehmen kann). Hier wird also deutlich auf historische Verhältnisse Bezug genommen, obwohl es die erklärte Absicht dieses Abschnitts ist, „das gegenseitige Verhältnis der Systeme der heutigen [!] uralischen Sprachen“ (392) zu ermitteln, wobei es bei den angelegten Parametern nicht darauf ankommen soll, „wie die Übereinstimmungen und Unterschiede zustande kamen, weil das vordergründige Ziel hier in der Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse zwischen den verwandten Sprachen besteht“ (393).

Im gleichen Abschnitt wird aus Gründen der „Übersichtlichkeit“ (393) von Dialekten und z. T. von

Einzelnsprachen abstrahiert, werden also „Verallgemeinerungen vorgenommen“, was zumal dann ein schiefes Bild erzeugt, wenn willkürlich mal der eine, mal der andere Dialekt herangezogen wird, wie z. B. beim Lp. in den Parametern 8 (Stufenwechsel) und 11 (Genitiv). Im Zusammenhang mit ersterem wird S. 401 festgestellt, daß im Lp. der Stufenwechsel grammatische Funktion habe, da hier u. a. das ursprüngliche Genitivsuffix abgefallen sei (also z. B. lpN *goatte* : *goade*). Trotzdem besitzt das Lp. nach Parameter 11 (394, 396) einen Genitiv – Kriterium: „eine selbständige Genitivendung“! (401) –, wozu nun S. 402 das Malâlp. (nicht: „lpS“) herangezogen wird.

Inkonsequenzen und Fragwürdigkeiten gibt es in diesem Zusammenhang auch im einzelnen. So erhält z. B. das Ung. bei der Mouillierungskorrelation (Parameter 1, 394) „±“ mit der Begründung, daß „das ungarische Lautsystem die Palatalisation kennt und einige Konsonanten auch ihr mouilliertes Pendant besitzen (*n – ny*, ...), doch die Unterscheidungsfunktion dieser Gegensatzpaare sprachlich kaum ausgenützt ist“ (398); das Lp. erhält „+“, d. h. kennt die Korrelation klar, was mit einem Beispiel aus dem Norw.-lp. gezeigt wird, wo sich doch die Verhältnisse kaum von denen im Ung. unterscheiden. Oder Parameter 17, nach dem das Fi. und das Lp. ein Passiv besitzen: Während das Lp. ein vollständiges Passivparadigma hat, wird im Abschnitt über das Fi. (104) von den

„Passiv genannten [!] impersonalen Verbalformen“ gesprochen; das Mordw. besitzt (nach 394) ebenfalls eines, „mindestens im passiven Partizipsuffix *-vt*, im übrigen eher in medio-passiver Funktion“ (403). Wird da nicht Ungleiches auf eine Stufe gestellt?

Außerdem gibt es zwischen den vier Tabellen (394–397) nicht wenige Ungereimtheiten (die Tabellen von S. 396 und 397 sind im Original nicht enthalten). So hat z. B. Tab. 1 (394) für das Lp. bei den Parametern 5 (Diphthonge) und 14 (*š-* bzw. *j-* Präteritum; ersteres „+“, letzteres „-“) „±“, Tab. 3 (396) dagegen „+“; für das Ung. zuerst bei 1 (Palatalisierung) und 17 (Passiv) „±“ bzw. „+“, dann „+“ bzw. „±“; bei Mordw./17 (Passiv) „+“, dann „-“; ähnlich in den Tabellen 2 (395) und 4 (397): So stimmen z. B. das Fi. und das Lp. zuerst in 11 Parametern völlig überein, dann in 12; Mordw.-Lp. 8, später 7; Perm.-Lp. 9, dann Sy./Wotj.-Lp. 8 usw. Da die Parameter und die jeweiligen Sprachen in beiden Tabellenpaaren identisch sind, kann man solche Divergenzen, zumal sie nicht erklärt werden, nur als Fehler interpretieren. Schließlich wird S. 406 von „ungarisch-finnischen Übereinstimmungen in Parameter 2 ...“ gesprochen, wo sie doch deutlich unterschieden sind (vgl. 394, 396).

2.3. Auf einige offenkundige Fehler sei noch hingewiesen. S. 109 werden fi. Dialekte westlich von Turku angeführt, wo doch, wenn überhaupt etwas, dann Schwedisch (Åland) gesprochen wird; S. 141: Saxo Gram-

maticus lebte nicht um 1100, sondern um 1200; S. 264: „Charakteristisch ist das Fehlen der *habeo*-Konstruktion“ in den uralischen Sprachen; gemeint ist das Fehlen des *haben*-Verbs, die *habeo*-Konstruktion ist gerade typisch.

2.4. Die Stellung des Lp. in der Abfolge der historischen Entwicklung der uralischen Sprachen (Stammbaum) bleibt unklar. Nachdem im Abschnitt über das Lp. kurz auf die Übereinstimmungen zwischen ihm und den osfi. Sprachen hingewiesen wird, folgt (142): „Dennoch sprechen zahlreiche Gründe dafür, das Lappische [!] nicht für eine Abzweigung des Urfinnischen zu halten. Selbst der Nichtfachmann kann die Unterschiede im anthropologischen Charakter [!] der Lappen und Finnen gut beobachten. Die Lappen sind kleinwüchsig ...“. Hier wird der Anthropologie eine Funktion in der Klärung sprachhistorischer Zustände zugewiesen, die diese kaum ausüben kann. Überhaupt wird der „Fosfi-Theorie“ verhältnismäßig wenig Platz eingeräumt. Im Zusammenhang mit der Auflösung der Grundsprache (306ff.) findet sich, daß „das Urfinnisch-Lappische ... höchst unsicher zu sein“ (309) scheint. Entsprechend wird die ganze frühostseefinnische Periode im Abschnitt über „die Geschichte des finnisch-permischen Zweigs“ (338ff.) äußerst knapp und indifferent dargestellt: „Den ersten Abschnitt der aus der finnisch-wolgaischen Zeit herauswachsenden gemeinfinnischen Periode, das frühe Urfinnische, pflegt man

auch manchmal [sic!] urfinnisch-lappische [sic!] Epoche zu nennen, weil die in ihrer Herkunft [!] rätselhaften Lappen damals, also in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr., noch in enger Verbindung mit den ostseefinnischen Stämmen, nördlich von ihnen leben: Die sprachlichen Unterschiede zwischen den Ostseefinnen und den Lappen hatten sich noch nicht [!] gebildet, sondern wir können nur eine Aufteilung in Dialekte in dieser Zeit zwischen den zwei Gruppen voraussetzen. Das Ende ihrer engeren Kontakte brachte das 5. Jahrhundert v. Chr.“ (342). So ist das Lp. auch in den verschiedenen Stammbaumdiagrammen unterschiedlich integriert: einmal (311) aus dem („PFIp“ wohl zu lesen als) Proto-Finnisch-Lappischen erwachsend, einmal (312) bis auf das Proto-Finnisch-Wolgaische zurückgehend; hier ist das Lp. als einzige Sprache gestrichelt umrandet, was ohne Erklärung bleibt.

2.5. Kapitel V beschäftigt sich auch mit dem „gegenwärtigen Stand der uralistischen Forschung“ (426ff.). Im Mittelpunkt steht dabei jedoch, wer wo über was arbeitet. Generell stellt sich die Frage nach dem Sinn einer solchen immer – wenn auch nur implizit – wertenden, die Gegenwart als Geschichte betrachtenden Übersicht. Der Uneingeweihte jedenfalls wird auch aus der Quantität der Ausführungen auf die Qualität der Genannten (und ggf. der Nichtgenannten) schließen. Je nachdem welche Ausgabe – das ung. Original, die dt. Fassung oder die

russische Version: Ural'skie jazyki i narody, Moskau 1985 (341ff.) – der Leser zur Hand nimmt, stellt sich der gegenwärtige Stand anders dar: Hat im letztgenannten Werk die sowjetische Forschung eine dominierende Stellung innerhalb der Uralistik, so ist nach der dt. Version die deutsche mit der finnischen mindestens ebenbürtig (vgl. 440–443 vs 434–436).

3. Abschließend sei noch auf Domokos' Teil über die Literaturen eingegangen. Die Einleitung (453ff.) will programmatisch die „uralische Literaturwissenschaft“ begründen und die Gruppierung der Literaturen, die sich in der Abfolge der Behandlung niederschlägt, rechtfertigen. „Uralische Literaturwissenschaft“ wird dabei nicht als bloßer Oberbegriff zu den lediglich aufgrund der Sprachverwandtschaft zusammengestellten Einzeldisziplinen verstanden – „man kann und darf sie nicht nur aufgrund der Sprachverwandtschaft als Einheit behandeln“ (459). Der Terminus bezeichnet vielmehr eine Disziplin, die sich inhaltlich, d. h. aus den Einzelliteraturen bzw. aus ihren Spezifika heraus, die eine Zusammenstellung nahelegen, konstituieren soll und die wohl irgendwo zwischen Komparatistik und Uralistik (als sprachwissenschaftlicher Disziplin) anzusiedeln ist; dies ist deshalb anzunehmen, weil man ja alles, was über die Einzelphilologie hinausgeht, ruhig der Komparatistik überlassen könnte. Für eine solche Disziplin sprechen nach Ansicht des Verfassers folgende Argumente:

1) Es gibt „genug Monographien und Studien über die ungarische, finnische und estnische Literatur, um eine ganze Bibliothek zu füllen“ (454). Die zu Recht angeführte Frage, warum diese Fachliteratur(en) „uralisch“ genannt werden soll(en), bleibt unbeantwortet.

2) Literaturwissenschaft war auch schon auf den letzten Finnougristik-Kongressen Bestandteil des Programms (454); dieses wird vom Autor selbst als schwach und nur formal abgelehnt.

3) „Uralischsprachige [sic!] Literaturen ... existieren“ (455); dies ist der Ausgangspunkt und nicht ein Argument für das zu Begründende.

4) „Lassen sich nicht zwischen der finnischen, der karelischen, der estnischen, der livischen und der lapplischen Literatur – von der Sprachverwandtschaft einmal ganz abgesehen [!] – nicht mindestens so enge und bedeutsame Beziehungen nachweisen wie zwischen ... der ungarischen und der ukrainischen Literatur?“ (457). Dies steht wohl außer Zweifel, führt aber bestenfalls zu einer – sagen wir – „baltofinnisch-lapplischen Literaturwissenschaft“.⁴

5) Die ungarische Literatur z. B. sei wegen der Urgeschichte und Sprachverwandtschaft des Ungarischen mit den anderen Sprachen „gleichzeitig auch eine uralische Literatur“ (458). D. h., weil das Ungarische mit den anderen Sprachen verwandt ist, ist die ungarische Literatur eben auch Teil der uralischen Literaturen, womit jedoch für eine „uralische Literaturwissenschaft“ in-

haltlich nichts bewiesen ist: Aus der Verwandtschaft der Sprachen folgt nicht zwangsläufig eine inhaltliche, d. h. entwicklungsgeschichtliche oder strukturelle, jedenfalls über die Sprachverwandtschaft hinausreichende Nähe oder Verwandtschaft der Literaturen, die sich ihrer bedienen (vgl. auch oben das Zitat von S. 459). Rezensent kann sich nicht vorstellen, daß für einen Komparatisten, der z. B. über Dostojewskis Einfluß auf den englischen Roman arbeitet, die Verwandtschaft des Russischen mit dem Englischen derart von Bedeutung ist, daß daraus eine „indogermanische Literaturwissenschaft“ zu folgen habe.

6) Als letztes wird das „finnougrische [nicht uralische!] Interesse“ und die Beschäftigung einiger Autoren mit Literaturen anderer finnougrischer (!) Völker angeführt (458). Daß in bestimmten Epochen der nationalen Geistesgeschichte die Frage nach den Wurzeln der Nation bzw. des Volkes eine Rolle gespielt hat, läßt sich nicht leugnen. Nur läßt sich daraus inhaltlich ebensowenig Kapital für eine solche Disziplin schlagen, wie aus einem einschlägigen persönlichen Interesse einiger Autoren eine Begründung für sie erwächst.

Stichhaltige Argumente für eine Disziplin „Uralische Literaturwissenschaft“ werden also nicht gegeben.

Auf dieser Konzeption baut die Einteilung der Literaturen in sechs Gruppen auf. Zur ersten werden die ungarische, estnische und finnische Literatur gezählt, weil sie in die Weltliteratur Eingang gefunden ha-

ben (vgl. S. 460). Warum diese drei ausdrücklich „nur [sic!] innerhalb und nach den Gesichtspunkten der Uralistik [sic!] zusammen untersucht werden“ (460) können, obwohl die ungarische „nur [sic!] im Zusammenhang mit der rumänischen, tschechoslowakischen, jugoslawischen, sowjetischen und ‘westlichen’ ungarischen Literatur als vollständig [sic!] zu betrachten“ (469) ist, wird nicht klar, zumal auch in den Ausführungen zu den einzelnen (also: ung., fi. und estn.) Literaturen konsequent keine inhaltlichen Parallelen der jeweiligen zu den beiden anderen genannt werden. Die „Literaturen“ der kleinen ostseefinnischen Völker (außer Karelischer) werden mit der der Selkuppen in einer Gruppe zusammengefaßt, weil sie so gut wie keine Literatur besitzen – was doch hier nichts anderes heißt als: Literaturwissenschaft ohne Literatur betreiben. Die karelische und die lappische Literatur konstituieren jeweils eine eigene Gruppe – offensichtlich „waste baskets“. Beide stehen sicherlich der finnischen (im Falle der lappischen auch der skandinavischen) Literatur nahe – ein Großteil der erwähnten karelischen Schriftsteller schreibt sogar Finnisch und beschäftigt sich mit „finnischen“ Themen –, können jedoch nicht zur Weltliteratur (und damit zur ersten Gruppe) gerechnet werden; miteinander haben sie nicht viel zu tun, und zu den anderen Gruppen passen sie ebenfalls nicht.

Für eine Darstellung der Einzel Literaturen in einem Handbuch über eine bestimmte Sprachfamilie braucht

es keine Begründung. Warum also eine „uralische Literaturwissenschaft“?

Die Darstellung der einzelnen Literaturen ist entsprechend heterogen. Bei den ostseefinnischen „Literaturen“ wird alles, was nach einem Lebenszeichen aussieht, angeführt; die jeweils angefügte Bibliographie enthält, da ja keine Literatur existiert, Werke wie „Geisterglaube in Ingermanland“ (573) oder „Wotische Sprachproben“ (571). Im Kapitel über die finnische Literatur z. B. bleiben dafür die gesamte moderne finnlandschwedische Literatur (wahrscheinlich, weil auf Schwedisch geschrieben) und Autoren wie Juhani Aho, Minna Canth (nur Lebensdaten), Eeva-Liisa Manner, Eeva Joenpelto, Hannu Salama und viele andere mehr unberücksichtigt. Die gesetzten Schwerpunkte gerade in der Darstellung der finnischen, aber z. B. auch der estnischen Literatur werden den mit ihr Vertrauten überraschen. Gerade bei den drei großen Literaturen konzentrieren sich die Ausführungen eher auf biographische Angaben denn auf eine inhaltliche Skizzierung der Geschichte und der Charakteristika der Literatur. Werktitel werden insgesamt nur spärlich genannt.

EBERHARD WINKLER

Anmerkungen

¹ Man vergleiche mit ihr einmal Handbücher anderer Disziplinen, etwa das von W. C. Sturtevant herausgegebene „Handbook of North American Indians“,